

Hans-Joachim Höhn

Verweltlicht?

Kirche in der modernen Gesellschaft

♦ Das Zweite Vatikanische Konzil hat in seiner Pastoralkonstitution den Ort der Kirche klar bestimmt: in der Welt von heute. In seinem Beitrag plädiert der renommierte Kölner Religionsphilosoph und Systematische Theologe Hans-Joachim Höhn dafür, diese Ortsbestimmung ernst zu nehmen. Er skizziert ein Programm christlicher Zeitgenossenschaft, das eine schlichte Anpassung der Kirche an die moderne Gesellschaft ebenso vermeidet wie eine Haltung der Fundamentalopposition. Kirche kann sich – als „Bürgerinitiative des Heiligen Geistes“ verstanden – in der modernen Zivilgesellschaft beheimaten. (Redaktion)

Mit der Pastoralkonstitution „Gaudium et spes“ hat das Zweite Vatikanische Konzil den Versuch unternommen, Ort und Auftrag der Kirche in der modernen Welt zu bestimmen. Da zu den Merkmalen der Moderne ein ständiger sozialer und kultureller Wandel gehört, markiert eine solche Ortsbestimmung keinen Schlusspunkt, sondern den Ausgangspunkt eines unabschließbaren Prozesses. Vor allem aber lässt er sich nicht im theologischen Alleingang durchführen. Wer nicht zugleich auch etwas von der Gesellschaft versteht, hat nichts begriffen vom Ort und von den Aufgaben der Kirche in der Welt von heute und versteht deshalb letztlich auch nichts von der Kirche. Darum folgt das Konzil bei dem Versuch, die Antreffbarkeit des Evangeliums im Sozialen zu sichern, einer Logik der Entsprechung. Es versucht, auf evangeliumsgemäße Weise den Fragen der Zeit gerecht zu werden. Und es ist bemüht, auf zeitgemäße Weise dem Evangelium gerecht zu werden. Um die Umsetzung dieser beiden Perspektiven ist zur Zeit ein heftiger Streit im Gange. Kirchenkritiker

befürchten die Selbstsäkularisierung der Kirche und empfehlen ihr eine „Entweltlichung“.

1 Von oben nach unten – vom Zentrum an den Rand?

Im Abstand von 50 Jahren lässt sich für die katholische Kirche in Mitteleuropa eine dramatische Veränderung ihrer sozialen Stellung feststellen. Aus einer „neben“ dem Staat sich auf den sozialen Hierarchieebenen „ganz oben“ aufstellenden Institution droht eine soziale Randerscheinung zu werden. Das hat nicht allein mit innerkirchlichen Unzulänglichkeiten zu tun. Vielmehr liegt dies an Prozessen, die von ihr weitgehend unbeeinflussbar sind. Der Lauf der modernen Welt ist gekennzeichnet durch einen Vorgang, der mit dem Stichwort „funktionale Differenzierung“ charakterisiert wird: Wichtige Aufgaben des Zusammenlebens werden an bestimmte Teilbereiche delegiert, wo sie professionell und kompetent bearbeitet werden. In jedem

dieser Bereiche (z. B. Medizin, Wirtschaft, Politik, Medien) gelten eigene Regeln. Jedes dieser Teilsysteme wehrt sich dagegen, dass von außen in es hineinregiert wird. Wenn sich die Kirche auf ein Gebiet wagt, das in die Zuständigkeit eines anderen sozialen Teilsystems fällt, weist man sie rasch in ihre religiösen Schranken. Die trotzigsten Versuche der Kirche, auf diese Marginalisierung mit der Übernahme von Aufgaben zu reagieren, welche dennoch zentrale Bereiche berühren, werden gesamtgesellschaftlich nur insoweit toleriert, wie die Kirche dabei für andere Akteure in die Bresche springt. Sie ist als Betreiberin von Kindergärten, Schulen, Sozialstationen, Krankenhäusern willkommen und erspart dem Staat damit erhebliche Kosten. Aber wenn es um Grundsätzliches geht, etwa in Fragen der Sozialgesetzgebung, hält man ihren politischen Einfluss bewusst gering.

Dieser Einfluss wird in Zukunft noch weiter abnehmen. Denn die sozialen Leistungen sind für die Kirche sehr finanzintensiv. In Zeiten leerer Kassen wird sie nicht mehr alle bisherigen Leistungen sozialer und kultureller Diakonie erbringen können. Von Unternehmensberatern wird ihr empfohlen, sich auf ihr „Kerngeschäft“ zu konzentrieren. Innerhalb des Schemas funktionaler Differenzierung wird schnell klar, was damit gemeint ist: der Bereich ritueller Lebensbegleitung, spiritueller Sinnstiftung und sakramentaler Heilsvermittlung. Um auch theologisch aus der gesellschaftlichen Not der Kirche eine Tugend zu machen, versieht man diesen Rückzug vielfach mit der Losung „Entweltlichung“: Von der Kirche ist nicht Zeitgenossenschaft mit der säkularen Welt, sondern viel eher kritische Ungleichzeitigkeit und selbstbewusste Ungleichförmigkeit verlangt. Nicht die „Inkulturation“ in die säkulare Welt ist angezeigt, sondern die

Markierung einer Differenz zu dieser Welt. Schließlich rührt der Appell, sich der Welt nicht anzugleichen (vgl. Röm 12,2; Jak 4,4) an ein Grundthema der gesamten Christentumsgeschichte – bis heute.

2 Zeitgemäß dem Evangelium gerecht werden!

In der Pastoralkonstitution „*Gaudium et spes*“ hat die Kirche eine Bestimmung ihres Verhältnisses zur Welt vorgenommen, die nicht auf der Logik der Entgegensetzung zweier Größen beruht. Im Zentrum steht vielmehr der Gedanke der (doppelten) Entsprechung: Welche Praxis des Glaubens entspricht sowohl dem Evangelium als auch den Ansprüchen der Zeit? Wie wird man auf zeitgemäße Weise dem Anspruch des Evangeliums gerecht? Weltzuwendung, nicht Weltabgewandtheit machen in Theologie und Praxis das Projekt christlicher Zeitgenossenschaft aus. Denn es ist Auftrag und Anliegen der Kirche, „nach den Zeichen der Zeit zu forschen und sie im Licht des Evangeliums zu deuten, so daß sie in einer der jeweiligen Generation angemessenen Weise auf die bleibenden Fragen der Menschen nach dem Sinn des gegenwärtigen und des zukünftigen Lebens und nach dem Verhältnis beider zueinander Antwort geben kann“ (GS 4). Verlangt wird daher eine doppelte Fokussierung der Verkündigung: zeitnah einerseits und von den Quellen des Glaubens inspiriert andererseits. Nicht die Anpassung, sondern die Resonanzfähigkeit der Kirche für eine sich dramatisch verändernde Welt ist gefragt. Für Christen gibt es „nichts wahrhaft Menschliches, das nicht in ihren Herzen seinen Widerhall fände. Ist doch ihre eigene Gemeinschaft aus Menschen gebildet, die ... eine Heilsbotschaft empfangen haben, die

allen auszurichten ist. Darum erfährt diese Gemeinschaft sich mit der Menschheit und ihrer Geschichte wirklich engstens verbunden“ (GS 1).

An diesem Grundsatz dürfte nicht zu rütteln sein. Aber manche Passagen der darauf aufbauenden konziliaren Zeitdiagnose klingt heute kaum noch scharf genug. Jedoch ist dies kein Grund, den Text bei Seite zu legen. Er enthält ja selbst die Aufforderung, ihn „zu vervollkommen und zu ergänzen (...), da oft von Dingen die Rede ist, die einer ständigen Entwicklung unterworfen sind“ (GS 91). Dass man immer wieder mit ihm anfangen kann, über Unterschied und Beziehung von Kirche und moderner Gesellschaft nachzudenken, liegt an seiner Methode: Er fordert beim Nachdenken über die Kirche eine gesellschaftliche Außenperspektive in eine theologische Innenperspektive derart einzubauen, dass der Blick *von* außen nicht erst nachträglich den Blick *nach* draußen schärft.

3 Die Logik der Asymmetrie von Kirche und Welt: Korrektur oder Versuchung?

Nicht wenige Konzils- und Kirchenkritiker greifen heute zu einer Zeitdiagnose, die zu einer Verhältnisbestimmung von Kirche und Welt führt, welche auf Distanz statt auf Dialog setzt. Denn seit etlichen Jahren ist die Redeweise vom „Ende der Moderne“ im Umlauf. Philosophen, Soziologen und Historiker machen von ihr reichlich Gebrauch. Wenn sie zutrifft, muss die Frage gestellt werden: Ist es überhaupt noch sinnvoll, sich auf eine Gesellschaft einzulassen, die sich geistes- und sozialgeschichtlich *vor* einem Ende sieht und vielfach selbst „*am* Ende“ ist? Wird eine Kirche, die sich auf

die moderne Welt einlässt, nicht bald auch selbst am Ende sein? Vor diesem Hintergrund wird vielfach daran gearbeitet, die Logik der Entsprechung aufzugeben und die Logik der (doppelten) Asymmetrie zu pflegen.

Gemeinsam ist diesen Bestrebungen, dass sie Dissonanzen und Differenzen sowohl im Außenverhältnis als auch im Innenverhältnis der Kirche herausstellen. Gegenüber der säkularen Welt soll die Andersheit und Ungleichförmigkeit der Kirche unterstrichen werden. Im Innenverhältnis soll sie anziehend für Menschen sein, die doppelt unangepasst sein wollen: gegenüber der säkularen Welt und gegenüber Kirchenmitgliedern, die sich dem Säkularen zu sehr geöffnet haben. Zur Rechtfertigung beruft man sich auf den Ratschlag prominenter Soziologen, die der Kirche empfehlen, in eine Welt, die sich als Ideal die „totale Symmetrisierung“ von allen auf die Fahne geschrieben hat, eine „Idee des Asymmetrischen“ (A. Nassehi) hineinzubringen. Einher gehen damit die Pflege von „Alleinstellungsmerkmalen“, d.h. die Konzentration auf den liturgischen „Markenkern“ der katholischen Kirche und natürlich der Zölibat der Priester als die „Welt“ am meisten provozierendes Zeichen ihrer Asymmetrie.

Ist aber diese Umsetzung der Unterscheidung von Kirche und Welt der rechte Weg, um nach außen unmissverständlich zu zeigen, wofür die Kirche steht? Dient diese Strategie der Schärfung eines katholischen Profils? Kann sich eine solche „Entweltlichung“ auf das missionarische und liturgische Zeugnis der Kirche ausnahmslos positiv auswirken? Behauptet wird: Wenn die Kirche zur Welt auf Distanz geht, kann ihr Zeugnis deutlicher, klarer, entschiedener und vor allem kompromisslos ausfallen! Es ist aber keineswegs ausgemacht, dass ein

solches Manöver am Ende die Kirche nicht auch kompromittieren wird: Wer sich nicht mit der Schlechtigkeit der Welt beflecken will und stets mit sauberen Händen dastehen will, darf nichts anfassen. Saubere Hände sind dann aber immer leere Hände ...!

Eine Kirche, welche zur Welt auf Abstand geht, steht in der Versuchung, sich in einen dogmatischen Rigorismus und liturgischen Ästhetizismus zu flüchten. Auf diesem Weg hofft man vielleicht, den gegenüber dem Säkularen verlorenen Glanz im Sakralen wiederzufinden. Politisch, sozial und kulturell ist ein solches Kirchentum aber belanglos. Es ähnelt einer Thermoskanne aus Edelstahl. Ihre glatt polierte Außenseite lädt zwar dazu ein, sich darin zu spiegeln. Wer sich aber als „Außenstehender“ auf diese Weise ein Bild von sich und seiner Welt machen will, blickt in ein Zerrbild.

Weder Distanz noch Anpassung, sondern die Resonanzfähigkeit der Kirche für eine sich dramatisch verändernde Welt ist angezeigt: „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer

und Angst der Jünger Christi. ... Darum erfährt diese Gemeinschaft sich mit der Menschheit und ihrer Geschichte wirklich engstens verbunden“ (GS 1). Die Kirche ist das Zeichen der Nähe Gottes *in der Welt* für die Welt. Eine Kirche, die in der Welt nur auf sich selbst verweist, kann kein Zeichen für die Zuwendung Gottes zur Welt sein. Aber ebenso trifft zu: Ihr Dasein *für* die Welt entpflichtet nicht davon, *Kirche* zu sein. Eine Kirche, die *in* der Welt nicht mehr Kirche sein will, kann als solche auch nicht mehr *für* die Welt da sein.

Wenn aber nicht Anpassung *an* die Welt verlangt wird, dann braucht man auch nicht zu befürchten, dass die Weltzugewandtheit der Kirche ihre Identität entstellen könnte. Weithin hat sich zwar die Maxime durchgesetzt: Nur durch die Markierung von Differenzen lässt sich Unverwechselbarkeit gegenüber der Welt sichern. Aber kann die Kirche mit dieser Strategie auf evangeliumsgemäße Weise in dieser Welt ihre Identität stabilisieren? Oder ist sie erst dann wahrhaft „katholisch“, wenn sie das entscheidend Christliche als dasjenige identifiziert, das alle Menschen verbindet, eint und sie einander gleich macht. Sollte die Kirche nicht daran Maß nehmen, wenn sie nach Maßstäben sucht für ihr Engagement *als* Kirche *in* der Welt *für* die Welt?

Wer nur auf die Bestimmung von Unterschieden aus ist, kopiert eine Strategie, die von allen Unternehmensberatern zur Profilschärfung empfohlen wird. Und wer das nachmacht, was alle anderen vormachen, hört auf, sich von allen anderen zu unterscheiden. Wenn die Kirche dieser Logik folgt, praktiziert sie genau das, was Papst Benedikt XVI. bei seinem Besuch in Deutschland 2011 kritisiert hat: Sie gleicht sich den Maßstäben der Welt an. Sie übernimmt die Orientierung an innerweltlichen

Weiterführende Literatur:

Hans-Joachim Höhn, *Fremde Heimat Kirche. Glauben in der Welt von heute*, Freiburg i. Br.–Basel–Wien 2012.

Jürgen Erbacher (Hg.), *Entweltlichung der Kirche? Die Freiburger Rede des Papstes*, Freiburg i. Br.–Basel–Wien 2012.

Franz Gmainer-Pranzl / Magdalena Holztrattner (Hg.), *Partnerin der Menschen – Zeugin der Hoffnung: Die Kirche im Licht der Pastoralkonstitution Gaudium et spes* (Salzburger Theologische Studien 41), Innsbruck–Wien 2010.

Unterschieden und Unterscheidungen. Nicht selten sind dies Unterschiede, die zu Diskriminierungen führen. Entscheidend für die Kirche in der Welt ist, an einem anderen Unterschied Maß zu nehmen und anders mit innerweltlichen Unterschieden umzugehen. Nur so setzt sie in dieser Zeit selbst ein Zeichen, das nicht von dieser Welt ist. Dieses Zeichen verweist darauf, dass es *einen* Unterschied gibt, aus dem eine Gemeinsamkeit erwächst. Die Kirche hat zu bezeugen, dass die Verschiedenheit von Schöpfer und Geschöpf die Gleichheit und Ebenbürtigkeit aller Geschöpfe begründet. Darum ist jeder Unterschied zwischen Menschen umgriffen von einer je größeren Gemeinsamkeit. Sich in der Welt mit der Herausstellung dieses allen Menschen Gemeinsamen zu profilieren, ist die Aufgabe der Kirche. Stilbildend ist für sie die Orientierung an alle Menschen Verbindenden als dem entscheidend Christlichen. Diese Orientierung muss an allen unterschiedlichen Formen katholischer Präsenz im Säkularen ablesbar bleiben.

4 Kirche als „Bürgerinitiative des Heiligen Geistes“

Eine Alternative zum Weg der Kirche ins gesellschaftliche Abseits ist soziologisch wie theologisch durchaus denkbar und praktikierbar. In den zahlreichen Sozialanalysen der letzten zwanzig Jahre hat die Kategorie „Zivilgesellschaft“ eine besondere Karriere gemacht. Auch sie charakterisiert eine Signatur von Zeit und Gesellschaft. Die Zivilgesellschaft bzw. Bürgergesellschaft steht für jene Sphäre politischer und medialer Öffentlichkeit, die sich zwischen die Leitsysteme Staat und Wirtschaft einerseits und die private Lebenswelt andererseits geschoben hat. Das

Entstehen dieser Sphäre ist Resultat einer Differenzierung moderner Gesellschaften, die nicht nur Teilsysteme hervorgebracht hat, welche nach dem Gesetz der Arbeitsteilung auf die Erfüllung gesamtgesellschaftlich bedeutsamer Grundfunktionen spezialisiert sind (z. B. Wirtschaft, Wissenschaft, Medizin, Medien, Bildung). Es hat auch eine Differenzierung verschiedener Ebenen und Sphären des gesellschaftlichen Lebens stattgefunden, welche unterschiedlichsten Akteuren die Chance bietet, Öffentlichkeitsarbeit für eine Sache zu leisten, die für alle Bürger bedeutsam ist.

Auf der Ebene der Zivilgesellschaft treten die Bürger und Bürgerinnen mit ihren Interessen und Wertvorstellungen aus der Privatsphäre heraus und streben im Vorfeld institutionalisierter, demokratischer Entscheidungsprozesse für ihre Anliegen mit kommunikativen Mitteln allgemeine Anerkennung an. Unter dieser Rücksicht sind sie für die Vitalität eines demokratischen Gemeinwesens nicht nur *de facto*, sondern auch in normativer Hinsicht relevant. Eine liberale Demokratie hat nur Bestand, wenn sie für die Freiheiten, die sie verbürgt, und für die Sicherung ihrer Erhaltungsbedingungen auf nicht-staatliche Ressourcen zurückgreifen kann. Bürgerschaftliches Engagement ist die wichtigste Ressource eines demokratischen Gemeinwesens.

Vor diesem Hintergrund besteht auch für die Kirche die Möglichkeit, ihren Öffentlichkeitsanspruch soziologisch neu zu formatieren und der Abstufung des Evangeliums zu einer reinen Privatangelegenheit entgegenzutreten. Die Bürgergesellschaft würde in der Tat ihr eigenes Leitbild vor allem im Blick auf die Teilnehmer und Themen öffentlicher Debatten diskreditieren, wenn sie die Kirche als zivilgesellschaftlichen Akteur nicht anerkennen

wollte – vor allem dann, wenn diese die Stimme für sozial Benachteiligte erhebt oder sich an den ethischen Debatten um die Menschendienlichkeit und Verantwortbarkeit riskanter Spitzentechnologien beteiligt. Wo Christen sich mit ihren Verbänden und Organisationen derart engagieren, würde sich der liberale Staat einen Bärenienst erweisen, wenn er aus falsch verstandener weltanschaulicher Neutralität politische Christen in die Sakristei verbannen wollte.

Auch für die Theologie ist die Kategorie „Bürgergesellschaft“ anschlussfähig. Denn die Kirche ist einzig dazu da, dass der Folgenreichtum des Evangeliums offenbar wird – nicht allein in der privaten Lebenswelt, sondern auch in der Öffentlichkeit. Der Reichtum an wohltuenden Folgen kirchlicher Praxis scheint zwar abhängig zu sein von der Zahl der Akteure, welche sich dieser Praxis verschreiben. Und eine Volkskirche dürfte gegenüber einer Kirche, die von gesellschaftlicher Marginalisierung bedroht ist, deutlich im Vorteil sein. Allerdings gilt diese Schlussfolgerung nur mit Einschränkungen für zivilgesellschaftliche Verhältnisse. Hier besteht die Möglichkeit, sich nach Organisations- und Aktionsformen umzuschauen, deren Effizienz nicht allein von der Statistik aktiver Mitglieder abhängig ist. Zu denken ist an Sozialformen wie „Szene“, „Netzwerk“ oder „Bürgerinitiative“. Sie sind ebenfalls zwi-

schen privater Lebenswelt und politischer Öffentlichkeit anzusiedeln, zeichnen sich durch einen hohen Mobilisierungsgrad ihrer Mitglieder und beträchtliche soziale, mediale und politische Resonanz aus. Vielleicht hat die Kirche sogar den Mut, sich als „Bürgerinitiative des Heiligen Geistes“ ein neues sozio-theologisches Leitbild zu geben. Dieses Leitbild verlangt von ihr, sich als dynamische Wirklichkeit zu realisieren, die solidaritäts- und pluralitätsfähig ist. Ihr kommen dann jene Eigenschaften zu, die auch das Wirken des Geistes Gottes kennzeichnen: Spontaneität, Lebendigkeit, Ortsungebundenheit, Überraschungsreichtum. Mit diesem Leitbild vertragen sich keine theologischen Überhöhungen eines sozialen Aussteigertums. Gefordert ist vielmehr, dass Christen als „Seiteneinsteiger“ sich mit Gleichgesinnten dafür einsetzen, dass auch in den kirchenfernen Bereichen der Gesellschaft etwas spürbar wird von der Einheit von Gottes- und Nächstenliebe.

Der Autor: geb. 1957; *Studium der Philosophie und Theologie in Frankfurt, Rom und Freiburg; seit 1991 Professor für Systematische Theologie und Religionsphilosophie an der Universität zu Köln; jüngste Publikationen: Zeit und Sinn. Religionsphilosophie postsäkular (Paderborn 2010); Gott – Offenbarung – Heilswege. Fundamentaltheologie (Würzburg 2011).*